

FORUM

Supervision

Wandel der gesellschaftlichen Über- Ich-Strukturen

Wolfgang Schmidbauer

Hermann Steinkamp

Annemarie Bauer

Manuela Kleine

Barbara Riehn-Casarrubia

Christian Löhr

Katharina Gröning

Miriam Bredemann

Hans-Peter Griewatz

Vom Wandel der seelischen Strukturen

Die Sehnsucht nach dem Über-Ich in der Eventkultur

Zusammenfassung:

Die klassische Psychoanalyse geht davon aus, dass mit dem Untergang des Ödipus-Komplexes eine seelische Struktur gebildet wird, welche eine relative Stabilität der Persönlichkeit garantiert. Freud hat durchaus gesehen, dass soziale Einwirkungen diese Struktur verändern können; so kann beispielsweise ein Führer oder Religionsstifter an die Stelle des individuellen Über-Ich treten. Der Autor skizziert nach einer Zusammenfassung der psychoanalytischen Konzepte eine aktuelle Variante dieser Veränderungen: nicht stabile und langfristige soziale Strukturen treten an die Stelle des persönlichen Über-Ich, sondern kurzfristige, dramatische soziale Ereignisse werden verwendet, um eine manische Abwehr von (Zukunfts)Ängsten aufrecht zu erhalten.

Für Freud steht am Anfang der seelischen Entwicklung das Es, eine anschauliche Kurzformel für das innerseelische System unbewusster, teilweise verdrängter Triebwünsche und mit ihnen verbundener Vorstellungen bzw. Phantasien („Komplexe“). Dieses Es hat Freud als die Quelle aller libidinösen, wie aggressiven Triebenergien betrachtet. Sein Charakter ist kulturfeindlich, es steht dem menschlichen Überleben gleichgültig gegenüber, enthält miteinander unvereinbare Wünsche. An jener Zone des Es, wo es mit der Außenwelt zusammenstößt, entwickelt sich das Ich, in seiner Energieversorgung vom Es abhängig, gewissermaßen die Agentur der Außenwelt und des Überlebens für das Es.

Die Evolutionstheorie zeigt aber sehr deutlich, dass dieses Konzept der Analytiker falsch ist. Der Mensch kann nur in einer kulturell geprägten Evolution entstanden sein. Er ist „von Natur aus“ ein Kulturwesen, kulturellerhaltende und kulturschöpferische Tätigkeiten müssen seinen angebotenen Triebgrundlagen nicht durch Angst und Zwang abgerungen werden, sondern sind ihre (bio-)logische Folge.

Freud und seine orthodoxen Nachfolger haben die herrschende Moral in den bürgerlichen Gesellschaften, die ein hohes Maß an Triebverzicht, Leistungsdenken und oft unmenschlichem Anpassungszwang enthält, mit Kultur schlechthin identifiziert. Den durch die Forderungen dieser Gesellschaft deformierten Menschen mit seinen folgerichtig unbändigen, ins Unbewusste verwiesenen sexuellen und aggressiven Impulsen verwechselten sie mit dem „natürlichen“ Menschen, der durch Erziehung gezähmt und kulturfähig gemacht werden müsse.

Die maßlosen, perversen und inzestuösen sexuellen Ansprüche seiner Patienten, ihre heimtückische Aggressivität sah Freud von den Forderungen der Kultur und dem, aus dem Ödipuskomplex hervorgegangenen Über-Ich mühsam gebändigt, vom Ich der Realität angepasst. Er musste ein solches strenges, verbotendes Über-Ich für unentbehrlich halten, da es für ihn unvorstellbar war, wie sehr eben jenes Es, das vom Über-Ich gebändigt werden sollte, durch dieses Über-Ich erst produziert wurde (genauer gesagt: wie jene vielen Lernschritte, die man zusammenfassend „Es“ und „Über-Ich“ nennt, voneinander abhängen und sich gegenseitig bestimmen).

Je mehr Verdrängungen, die die Gesellschaft fordert, je strenger und verbotender das Über-Ich

wird, desto „böser“, chaotischer, mehr dieser Verbote bedürftig wird auch das Es. Die Lehre von der Erbsünde hat sich stets dadurch selbst bestätigt, dass sie durch ihre erzieherischen und kulturellen Konsequenzen sündige Menschen produzierte.

Eine evolutionstheoretische Betrachtung der Psychoanalyse verlangt, das individualistische Konzept aufzugeben und gruppodynamisch bzw. sozialpsychologisch zu denken. Wie noch genauer gezeigt werden soll, sind die vor allem von Anna Freud beschriebenen Abwehrmechanismen keine rein individuellen, sondern vor allem Gruppenprozesse. Die Verdrängung etwa, der wichtigste Abwehrmechanismus (bzw. das Kernstück der unterschiedlichen Abwehrformen) entspricht einem ausdrücklichen oder impliziten Erlebnisverbot in der sozialen Gruppe, in der das Kind aufwächst. Dieses Verbot ist oft nicht bewusst, es nimmt die Form einer Wahrnehmungsunfähigkeit an.

Möglicherweise wurzelte Freuds lamarckistisches Denken in seinem Ungenügen an der eigenen Konzeption der Ich-Entwicklung. Er schwankte, ob er eine genetische Basis dieser Entwicklung annehmen sollte oder nicht. In *Die endliche und die unendliche Analyse* (Freud 1937) vertrat er zwar die Möglichkeit angeborener Grundlagen von Ich-Veränderungen. Doch blieb sein Denken von dem Gegensatz zwischen dem „angeborenen“ Es und dem „erworbenen“ Ich bestimmt - einem Gegensatz, den die Forschung als falsche Alternative enthüllt. „*Die Erlebnisse des Ich scheinen zunächst für die Erbschaft verloren zu gehen*“, sagt Freud.

„Wenn sie sich aber häufig und stark genug bei vielen generationsweise aufeinanderfolgenden Individuen wiederholen, setzen sie sich sozusagen in die Erlebnisse des Es um, dessen Eindrücke durch Vererbung festgehalten werden. Somit beherbergt das erbliche Es in sich Reste ungezählt vieler Ich-Existenzen, und wenn das Ich sein Über-Ich aus dem Es schöpft, bringt es vielleicht nur ältere Ich-Gestalten wieder zum Vorschein, schafft ihnen eine Auferstehung.“ (Freud 1923: 267)

Offensichtlich hat Freud versucht, mit Hilfe neo-lamarckistischer Gedanken den von ihm empfundenen Widerspruch in seiner Konzeption zu kitten. Die von ihm aufgestellte These, dass das menschliche Ich - also die realitätsorientierte, dem Überleben in der Außenwelt dienende psychische Struktur - sich jeweils im Lauf der individuellen Entwicklung aus einer „Rindenschicht“ des angebotenen Es bilden müsse, schien ihm zu gewagt, wenn er den langen Katalog verschiedener Ich-Funktionen betrachtete, der sich allmählich ergab: Abwehr unerwünschter Triebansprüche, Einsatz des Angstsignals, Realitätsorientierung, das Auffinden von Kompromissen zwischen den Ansprüchen des Es, des Über-Ich und der Außenwelt.

Das Ich hat im Denken Freuds eine viel längere Vorgeschichte als das Es. In seinen ersten Schriften taucht es bereits auf, und schon im *Entwurf einer Psychologie* (1895) werden ihm spezifische Aufgaben zugeschrieben, die an die Ich-Funktionen der späteren Theorie erinnern. In den *Studien über Hysterie* beschreibt Freud bereits das „Ich-Bewusstsein“, welches als eine Art Engpass wirkt: Es lässt jeweils nur eine einzige krankmachende Erinnerung passieren. Offensichtlich hatte Freud beobachtet, dass die Widerstände des Patienten zunehmen, wenn man ein Stück bisher unbewussten Materials vernachlässigt und nicht ausreichend durchgearbeitet hat.

„Die eine im Durchbruch befindliche Erinnerung bleibt vor dem Kranken stehen, bis er sie in die Weite des Ichs aufgenommen hat.“

Diese „Weite des Ichs“ ist wohl der Bereich des Vorbewussten, während der Engpass das Ich-Bewusstsein - später Wachbewusstsein - ist, in dessen volle Aufmerksamkeit die unbewuss-

ten Inhalte treten müssen, ehe sie ihrer libidinösen Besetzung beraubt und dem Vorbewussten angegliedert werden können. Freud hat später die Formel „*daran habe ich nie gedacht*“ als zuverlässiges Zeichen beschrieben, dass die Analyse unbewusstes Material zutage gefördert habe, indem sie den Patienten eben veranlasste, „*daran zu denken*“, d.h. einen Inhalt in das enge, jedoch helle Licht des Bewusstseins zu rücken. (Freud 1895: 295)

Schon 1895 enthielt Freuds Ich-Begriff zwei Grundannahmen:

1. Die Unterscheidung zwischen einem Ich-Bewusstsein, das wie ein Engpass wirkt, und der „Weite des Ichs“. Sie nimmt den später formulierten Unterschied zwischen den Systemen Vorbewusst - Wachbewusst vorweg.
2. Die Hypothese, dass die Widerstände gegen das Aufdecken des unbewussten Materials von einem „abwehrlustigen Ich“ ausgehen. Es lässt sich zwar unter dem Einfluss beschwörenden Zuredens eine Weile täuschen (Freud pflegte, nachdem er die Hypnose aufgegeben hatte, seinen Patienten die Hand auf die Stirn zu legen und ihnen nach Bernheims Vorbild zu versichern, sie könnten sich gewiss erinnern, wenn sie sich nur angestrengt bemühten). Doch stellte er fest, dass das Ich
„in allen ernsteren Fällen [...] sich wieder auf seine Absichten (besinnt) und [...] seinen Widerstand fortsetzt.“ (ebd.: 280)

In dem erst sehr viel später publizierten, aber 1895 niedergelegten *Entwurf einer Psychologie* finden sich bereits

„die drei Annäherungswege an die Psychologie, die er später den topographischen, den dynamischen und den ökonomischen genannt hat [...] Die Funktionen, welche den Inhalt des Ich-Begriffs ausmachen, werden von anderen seelischen Prozessen abgegrenzt. Der Unterschied zwischen Primär- und Sekundärprozessen ist klar umrissen. Eine der Funktionen, die Abwehr, stand zu jener Zeit im Vordergrund seiner Forschung.“ (Hartmann 1972: 265)

Lust und Schmerz sind anfänglich durch biologische Merkmale festgelegt. Später entfalten diese Anlagen eine Dynamik, die dazu führt, dass Lust- und Realprinzip sozial festgelegt werden.

Als von Natur aus soziales Wesen ist Homo sapiens von Geburt an darauf programmiert, einen wesentlichen Teil seiner Lust in Form sozialer Zuwendung und Anerkennung zu suchen, so dass die Konsequenzen des Lustprinzips unmittelbar zu sozialer Abhängigkeit führen. Die entstehende Gestalt des Real-Ich wird also entscheidend davon geprägt, was in der umgebenden sozialen Gruppe gefordert wird. Das Real-Ich (und letzten Endes das Ich schlechthin) ist somit die nach innen fortgeführte symbolische Struktur der Primärgruppe.

Sie wird ergänzt durch den Einfluss der frühen Objektbeziehungen und definiert sich sozusagen von außen nach innen; erforscht wird sie in der Analyse von innen nach außen, wobei der nicht kultur- und gruppenbezogene Analytiker Gefahr läuft, ein sehr einseitiges Bild zu gewinnen, weil er nur die primären Objekte sieht und nicht erkennt, wie sehr diese z.B. durch historische Bedingungen geformt worden sind. Ich habe das in einer Untersuchung über die Einflüsse der Traumata von Krieg und Vertreibung auf die Familiendynamik belegt. Die ergab unter anderem, dass nicht die Traumatisierung der Eltern allein, sondern auch ihre unbewussten Abwehr- und Widergutmachungsabsichten die seelische Belastung der Kinder ausmachen. (Schmidbauer 1998)

Die symbolische Struktur, welche wir zusammen mit der „Muttersprache“ verinnerlichen, unterliegt ihrerseits einem Evolutionsprozess. Dieser ist nicht im fortschrittsgläubigen Sinn des 19. Jahrhunderts zu fassen. Die kulturelle Evolution kennt, ebenso wie die biologische, ja vielleicht

noch mehr, Sackgassen, Regressionen, Notfalllösungen, in denen der einzelne missbraucht, sein Glück geopfert wird, um das Ganze zu erhalten.

Die Widersprüche zwischen den natürlichen Anlagen der Ich-Entwicklung, also dem Resultat der biologischen Evolution, und den sozialen Strukturen (dem Ergebnis der kulturellen Evolution) führen zu jenen Verhaltensstörungen und Anpassungsschwierigkeiten, welche man heute in den Industriegesellschaften „seelische Krankheiten“ nennt. Wie Claude Lévi-Strauss in „Traurige Tropen“ so anschaulich schildert, haben diese Widersprüche durch die Erfindung der Schrift zugenommen: Es gab jetzt zwei Codes, einen körperlichen und einen kulturellen, die sich häufig widersprachen. Sesshaftigkeit, Vorratswirtschaft und Arbeitsteilung haben das Tempo der Kulturentwicklung enorm beschleunigt und die menschliche Anpassungsfähigkeit teilweise überfordert (Lévi-Strauss 1960).

Im zweiten Weltkrieg hat Anna Freud nachgewiesen, dass Kleinkinder im Bombenkrieg nur dann starke Ängste hatten, wenn sich auch ihre Mütter sehr fürchteten. E. R. Hagman zeigte, dass sich Kinder im Vorschulalter signifikant häufiger vor denselben Dingen fürchten wie ihre Mütter (z.B. Spinnen, Schlangen, Gewitter, Dunkelheit) (Hagman 1931; Richter 1963). Auf dem Weg der Identifizierung wird in einem unbewussten Lernvorgang für das Kind der Affekt der Eltern, mit dem diese über bestimmte Themen sprechen, zum natürlichen Merkmal des besprochenen Gegenstandes. Dabei ist gleichgültig, ob es sich um die Genitalien oder Ausscheidungen des Kindes, um andere Menschengruppen (etwa Juden, Chinesen) oder Institutionen (Schule, Polizei) handelt.

Das Kind beginnt sehr früh,

„mütterliche Gesten, Modulationen der mütterlichen Stimme und andere sichtbare und hörbare Manifestationen der Mutter wahrzunehmen, zu beantworten und zu imitieren. Wir können unterstellen, dass die bloße Imitation solcher effektiver Ausdrucksphänomene der Eltern das Kind in seinen eigenen Entäußerungsmustern so weit beeinflussen kann, dass es zur Induktion der gleichen affektiven Phänomene kommt.“ (Jacobsen 1964: 38)

Freud hat diesen Identifizierungsvorgang an einem archaischen Vorbild orientiert: der Einverleibung des Objekts (beispielsweise der Mutter) auf oral-kannibalische Weise, eine Auffassung, die von Karl Abraham und Melanie Klein weiterentwickelt worden ist (Freud 1916: 436f; Abraham 1979; Klein 1932). Dieses Vorstadium der Objektwahl spielt in der Deutung eine große Rolle, die Freud der Melancholie gibt: Der Kranke identifiziert sich mit dem verlorenen Objekt und regrediert auf die archaische Identifizierung durch Einverleibung. Das auf diese Weise introjierte Objekt beschreibt Freud personifizierend, wie später auch das Ich selbst. Es wird schlecht behandelt und gar im Selbstmord zu töten versucht.

Die Analyse der Melancholie und der manisch-depressiven Erkrankungen hat Freuds Ich-Psychologie noch in einer anderen Richtung wesentlich gefördert. Sie führte ihn zur Theorie des Über-Ich. Er leitet sie aus der Spaltbarkeit des Ich ab, das sich selbst zum Objekt machen kann, *„sich behandeln, wie andere Objekte, sich beobachten, kritisieren“* (Freud 1933: 64). Der zweite Ausgangspunkt ist die Übersteigerung dieser Spaltbarkeit bei den Geisteskrankheiten, die er mit einem Kristall vergleicht. Wenn er zerbricht, so geschieht es nicht willkürlich, sondern die Bruchlinie entspricht einer inneren Gliederung.

Die „gesprungene“ Struktur des Psychotikers lässt nun diese Grenzlinien im Ich deutlich hervor-

treten. Das Über-Ich macht sich in dem Gefühl bemerkbar, beobachtet, kontrolliert, kritisiert zu werden. Es kann sich in der Geisteskrankheit zum halluzinatorischen Hören jener Personen steigern, welche die Resultate ihrer Beobachtung verkünden.

„Wie wäre es, wenn diese Wahnsinnigen recht hätten, wenn bei uns allen eine solche beobachtende und strafandrohende Instanz im Ich vorhanden wäre, die sich bei ihnen nur scharf vom Ich gesondert hätte und irrtümlicherweise in die äußere Realität verschoben worden wäre?“ (ebd: 65)

Dem psychoanalytisch geschulten Leser wird auffallen, dass ich mich an Freuds >Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse< orientiere, die sonst wegen ihres populären Charakters weniger zitiert werden als >Das Ich und das Es<. Immerhin handelt es sich um die letzte systematische Zusammenfassung seiner Theorie, die Freud selbst noch fertiggestellt hat; er war einer der wenigen Autoren, die ihre Gedanken anschaulich machen konnten, ohne sie zu vereinfachen - eine Fähigkeit, die der Leser etwa bei H. Hartmann schmerzlich vermisst.

Die Trennung einer beobachtenden Instanz vom Ich führt Freud zu der Auffassung, dass neben der Selbstbeobachtung das „Richten und Strafen“ die Aufgabe dieses Über-Ich sei, und somit das Gewissen eine seiner Funktionen. Es läge nahe, nun zu sagen, dass es sich bei dieser beobachtenden, beurteilenden und strafenden Instanz um das Gewissen selbst handle. Freud ist vorsichtiger als viele Interpreten der Psychoanalyse, er hält daran fest, dass das Gewissen nur eine der Funktionen des Über-Ich ist, die Selbstbeobachtung hingegen eine andere (ebd.) Diese Theorie der Reflexion ist besonders dann interessant, wenn man die Entstehung des Über-Ich als jenen gruppenspezifischen Prozess auffasst, um den es sich ja tatsächlich handelt. Sprachlich ist der Zusammenhang zwischen Gewissen und Bewusstsein sehr eng, im Englischen (*conscience*) wie im Deutschen. Hamlets Monolog: *„So makes conscience cowards of us all“* wurde zuerst mit *„So macht Gewissen“* und dann mit *„So macht Bewusstsein Feige aus uns allen“* übersetzt..

Das Über-Ich erinnert übrigens verblüffend an den - Freud wohl unbekannt - Terminus „Über-Uns“, den Johann Christian Heinroth (1773-1843) prägte. Als niedrigste psychische Funktionsebene sah Heinroth die Instinktkräfte an, deren Ziel Lust sei - das Freudsche Es -, als mittlere das Ich, das nach Sicherheit gegenüber der Außenwelt strebe (Realitätsprinzip im Gegensatz zum Lustprinzip), als höchste das Über-Uns, das er theologisch als Vertreter einer höheren, auf Nächstenliebe ausgerichteten Ordnung auffasste, welcher dem selbstsüchtigen Ich entgegen tritt (vgl. Schmidbauer 1971: 205; Alexander/Selesnick 1969).

Gerade am Vergleich mit Heinroths Konzeption wird deutlich, wie wenig die Formulierung einer Theorie besagt und wie viel von der konkreten Methode abhängt, mit deren Hilfe man das Material für diese Theorie sammelt und sie überprüft. Heinroths praktisches Vorgehen unterschied sich nicht sehr von dem eines Bußpredigers; er suchte seine Patienten zu überzeugen, dass sie ihre Sünden einsehen müssten, um wieder in den Stand der Gnade und damit in psychische Gesundheit zurückzukehren: Für Heinroth gehen alle psychischen Störungen aus dem Trieb zum Bösen hervor, während

„der Glaube bis in die tiefsten Wurzeln unserer irdischen Existenz dringt und uns festigt und stärkt. Solange er unseren Körper erfüllt, gibt er uns Schutz gegen alle geistigen Störungen und Versuchungen.“ (vgl. Kraepelin 1918)

Freud moralisierte nicht, sondern er wollte wissen, woher die neurotischen Symptome kommen und wie man sie auf wissenschaftlichem Weg beseitigen könne. Dass seine Ausdruckswei-

se angreifbar ist, weil sie lange Ketten von Lernprozessen und sozialen Interaktionen in bildhafte Kurzformeln zusammenfasst, hat er wohl gewusst.

Wie häufig in seinen Darstellungen, legt er diesen Einwand einem imaginären Gesprächspartner in den Mund:

„Jetzt (nach der Einführung des Über-Ich) bin ich darauf gefasst, dass Sie mich höhnisch fragen, ob unsere Ich-Psychologie überhaupt darauf hinausläuft, gebräuchliche Abstraktionen wörtlich zu nehmen und zu vergrößern, sie aus Begriffen in Dinge zu verwandeln, womit nicht viel gewonnen wäre.“ (Freud 1933: 66)

Freud antwortet auf diese Kritik mit zwei Einwänden: einmal, dass man in der Ich-Psychologie weniger neu entdecken als vielmehr Altbekanntes neu auffassen und anordnen müsse, zum zweiten, dass das Verständnis gerade der Melancholie und andererseits der Manie durch die Konzeption eines Über-Ich sehr gefördert werden könne. Im melancholischen Anfall, der depressiven Reaktion,

„wird [...] das Über-Ich überstreng, beschimpft, erniedrigt, misshandelt das arme Ich, lässt es die schwersten Strafen erwarten, macht ihm Vorwürfe wegen längst vergangener Handlungen, die zu ihrer Zeit leichtgenommen wurden, als hätte es das ganze Intervall über Anklagen gesammelt und nur seine gegenwärtige Erstarkung abgewartet, um mit ihnen hervorzutreten und auf Grund dieser Anklagen zu verurteilen.“ (ebd.)

Mit der ihm eigenen Ironie fügt Freud hinzu,

„es ist eine sehr merkwürdige Erfahrung, die Moralität, die uns angeblich von Gott verliehen und so tief eingepflanzt wurde, als periodisches Phänomen zu sehen. Denn nach einer gewissen Anzahl von Monaten ist der ganze moralische Spuk vorüber, die Kritik des Über-Ichs schweigt, das Ich ist rehabilitiert und genießt wieder alle Menschenrechte bis zum nächsten Anfall. Ja bei manchen Formen der Erkrankung findet in der Zwischenzeit etwas Gegenteiliges statt; das Ich befindet sich in einem seligen Rauschzustand, es triumphiert, als hätte das Über-Ich alle Kraft verloren oder wäre mit dem Ich zusammengefließen, und dieses frei gewordene, manische Ich gestattet sich wirklich hemmungslos die Befriedigung aller seiner Gelüste.“ (ebd.: 67)

Das kleine Kind hat kein Über-Ich. Dessen Rolle wird zunächst durch die elterlichen Einflüsse ausgefüllt, welche den Versuchen des Kindes, nach seinem Lustprinzip zu leben, Grenzen setzen. Solange die Realangst vor Liebesverlust oder Strafe das Kind beherrscht, ist das Über-Ich nicht vorhanden. Erst später bildet sich aus, was Freud, die „sekundäre Situation“ nennt. Das Über-Ich beobachtet, lenkt und bedroht das Kind nun genauso wie vormals die Eltern. Es hat „die Macht, die Leistung und selbst die Methoden der Elterninstanz“ übernommen, wobei es (ein für die Praxis sehr wesentlicher Gesichtspunkt, der allerdings auch Freuds Neigung beleuchtet, reale Elternfehler in der Erziehung gering einzuschätzen) „in einseitiger Auswahl nur die Härte und Strenge der Eltern, ihre verbietende und strafende Funktion aufgegriffen zu haben“ scheint (ebd.: 68).

Als Grundlage der Über-Ich-Entwicklung bzw. der Umwandlung der Elternbeziehung in das Über-Ich betrachtet Freud die Identifizierung, welche er als „Angleichung eines Ichs an ein fremdes“ bestimmt, in deren Folge dies erste Ich sich in bestimmten Hinsichten so benimmt wie das andere, es nachahmt, gewissermaßen in sich aufnimmt (ebd.: 69).

Die Identifizierung kann freilich nicht in ihrer Entstehung auf solche oral-kannibalischen Phantasien zurückgeführt werden, da sie - wie gezeigt wurde - einen Selektionsvorteil bietet und somit (wofür auch die Beobachtungsdaten an Kindern sprechen) mit großer Wahrscheinlichkeit

genetisch bedingt ist.

Aber die Einverleibungsphantasie mit ihrer archaischen Ambivalenz der Gewinnung und Zerstörung eines zugleich begehrten und gefürchteten Objekts spielt, wie das analytische Material bezeugt, eine große Rolle in der Verarbeitung der Identifizierung, mit deren mächtigem Einfluss das Ich offensichtlich häufig nicht ohne die Regression zu oralen Phantasien zurechtkommt.

Das spontane, beim Kind und teilweise noch beim Erwachsenen unreflektierte und häufig völlig unbewusste Streben nach Angleichung, welches die Identifizierung enthält, unterscheidet Freud ausdrücklich von der normalen, freundschaftlichen oder erotischen Beziehung zu anderen Menschen, der „Objektwahl“. Wenn ein Kind die Mutter als Objekt wählt, dann will es ihr nahe sein und sich mit ihr austauschen. Wenn es sich hingegen mit ihr identifiziert, dann will es so sein wie sie. Im zweiten Fall wird das Ich verändert, im ersten nimmt es nur eine bestimmte Orientierung ein.

Die klassische Psychoanalyse richtet ihre Arbeit darauf, das Über-Ich zu differenzieren, seine Struktur bewusst zu machen. Das geschieht in der Regression und in der Analyse der freien Einfälle zu Träumen und Übertragungsphantasien.

Die Analyse auf der Couch ist eine gute Methode für Personen mit einer relativ stabilen Struktur. Sie lässt sich auf einer soziologischen Ebene mit der Industriegesellschaft verbinden, in der Fleiß und Disziplin aufgebaut werden. Eine soziale Bindungsfähigkeit ist bei den "Übertragungsneurosen", die Freud allein für analysierbar hielt, einfach vorauszusetzen; ohne sie geht es nicht.

Eben diese Fähigkeit ist aber in einer inzwischen stark angewachsenen Gruppe von Störungen nicht gegeben, die Freud noch auf die "narzisstischen Neurosen" beschränkte.

Es gibt in der Konsumgesellschaft immer mehr Patienten, die schnelle, bequeme Lösungen suchen und die Versagungen einer Psychotherapie nicht verarbeiten können. Therapie, aber auch Pädagogik oder Supervision soll ein Event sein - schnell, intensiv, hoch wirksam. In dem sozialen Geschehen, das ich zusammen mit Harald Pühl als "Eventkultur" beschrieben habe, verliert das Über-Ich seine auf lange Sicht stabilisierende Qualität und seinen Einfluss auf die Lebensplanung. Große Teile einer inneren Orientierung werden an flüchtige soziale Ereignisse abgetreten. In seiner Konzeption und in seiner Nähe zu dem traditionellen Begriff des "Gewissens" ist das Über-Ich durchaus jenem inneren Sittengesetz verwandt, das in Kants berühmter Metapher so unverrückbar ist wie die Gestirne im Nachthimmel. Ich illustriere das an einigen Beispielen.

Vor einigen Jahren sprach ich mit einem jungen evangelischen Pfarrer. Er hatte eine halbe Stelle in der Gemeinde (die andere Hälfte gehörte seiner Ehefrau). Daher wollte er neben seiner Arbeit in der Kirche als Supervisor und Coach arbeiten. Er ließ sich von mir beraten, wie er sich in diesem für ihn neuen Aufgabenfeld bewegen sollte.

Gegenwärtig lagen ihm zwei Anfragen vor, die erste von einem Kindergarten, der eine Teamsupervision wollte, die zweite von dem Geschäftsführer einer kleinen Softwarefirma, der ein Coaching für seine Mitarbeiter suchte.

„Ich mache jetzt erst einmal den Kindergarten“, sagte mein Gesprächspartner. „Für das Coaching im Profit-Bereich bin ich noch nicht so weit, ich werde Bescheid geben, dass ich in drei Jahren gerne auf sein Angebot zurückkomme!“

Ich musste lachen. Er erkundigte sich, was denn daran komisch sein könne. *„Ihr Vertrauen, dass*

es diese Firma dann noch gibt!“ sagte ich.

Eine beruflich erfolgreiche Betriebswirtin, die wegen ihrer Beziehungsprobleme Hilfe suchte, erzählte mir von ihrer Hochzeit. Diese sei das Einzige gewesen, was sie in dieser Ehe nie bereut habe. Im Grunde habe sie nicht die Ehe geschlossen, um ihre Liebe zu besiegeln, sondern um endlich ihre Traumhochzeit feiern zu können. Sie habe eine mittelalterliche Burg ausgesucht, alle Gäste seien kostümiert gewesen, es gab eine Kutsche und ein Brautkleid mit langer Schleppe, einen Pfarrer, ein kleines Orchester, einen Polterabend mit Brautraub, kurz: alles was dazu gehörte.

Es sei ein tolles Fest gewesen, an das sie immer noch gerne zurückdenke. Eine solche Hochzeit musste sie einfach einmal im Leben haben, egal wie sich die Sache nachher entwickle. Das Zusammenleben hätte dann schon nach sechs Monaten nicht mehr funktioniert, wie gut, dass sie ihre Wohnung behalten habe und problemlos wieder ausziehen konnte.

Ein neues Automodell des XY-Konzerns soll vorgestellt werden. Die größte Halle des Landes wurde gemietet, seit fünf Tagen arbeiten hundert Catering-Kräfte fieberhaft. Ein namhafter Maler wurde engagiert, der für ein hohes Honorar eine riesige Leinwand bemalte. Dieses Bild ist ein Opfer an das neue Modell: Indem dieses die Leinwand durchbricht, zerstört es das Kunstwerk, gefeiert von einer speziell komponierten und von einem berühmten Orchester gespielten Musik. Mehrere tausend Gäste, Freunde des Konzerns, Presse- und Medienvertreter, Großkunden sind geladen. Das Ereignis kostet einige Millionen, ist in wenigen Stunden vorbei, „rechnet“ sich aber insofern, weil die Berichte über das Ereignis mehr Raum füllen, als die Hersteller-Firma für das gleiche Geld als Werbefläche kaufen könnte.

Michelangelo hat die Wände der Sixtina für einen der Ereignisträger seiner Zeit bemalt. Sein Werk hat sich bis heute erhalten und wird wahrscheinlich noch viele Jahrhunderte überdauern. Im Event-Zeitalter ist das undenkbar. Wir warten nicht mehr auf ein jüngstes Gericht am Ende der Geschichte. Jedes neue Modell sendet seine Vorgänger zur Hölle.

Anfang Mai 2006 wäre Sigmund Freud 150 Jahre alt geworden. Um diese Zeit sind die Medien voller Freud-Berichte, es gibt ungefähr zwanzig neue Biographien, „Spiegel“ und „Stern“ erscheinen mit fast identischen Titelbildern, in denen der bärtige, zigarrenbewehrte Forscher mit einer nackten Frau kombiniert wird. Jahrzehnte einer hässlichen Berichterstattung, die in denselben Medien Freud als überholt, unwissenschaftlich, therapeutisch veraltet darstellte, sind wie nie gewesen. Er wird als Pionier gerühmt, hat die Sexualität befreit, die Therapie revolutioniert, die Hirnforschung vorausgeahnt.

„Nach diesem Hype können Sie Freud für die nächsten Jahre vergessen“, erklärt der zuständige Redakteur einem freien Mitarbeiter, der zu diesem Jubiläum einen Artikel beigesteuert hat. „Da will niemand mehr etwas von ihm hören, so abgenudelt wie der ist!“

Literatur

- Abraham, K. (1979): Selected Papers on Psychoanalysis, 2 Bde., New York: Brunner/Mazel.
- Alexander, F./Selesnick, S. T. (1969): Geschichte der Psychiatrie. Ein kritischer Abriß der psychiatrischen Theorie und Praxis von der Frühgeschichte bis zur Gegenwart, Konstanz: Diana-Verlag.
- Freud, S. (1895): Studien über Hysterie (Gesammelte Werke I), Frankfurt a.M.: Fischer-Verlag.
- Freud, S. (1898): Studien über Hysterie (Gesammelte Werke I), Frankfurt a.M.: Fischer-Verlag.
- Freud, S. (1916): Trauer und Melancholie (Gesammelte Werke X), Frankfurt a.M.: Fischer-Verlag.
- Freud, S. (1923): Das Ich und das Es (Gesammelte Werke XIII), Frankfurt a.M.: Fischer-Verlag.
- Freud, S. (1933): Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit (Gesammelte Werke XV), Frankfurt a.M.: Fischer-Verlag.
- Freud, S. (1937): Die endliche und die unendliche Analyse (Gesammelte Werke XVI), Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.
- Hagman, E. R. (1931): A Study of Fears in Preschool Age (unveröffentlichte Dissertation: University of Iowa).
- Hartmann, H. (1972): Die Entwicklung des Ich-Begriffs bei Freud, in: Ich-Psychologie - Studien zur psychoanalytischen Theorie, Stuttgart: Klett-Verlag, S. 261-287.
- Jacobsen, E. (1964): The Self and the Object World, New York: International Universities Press.
- Klein, M. (1932): Die Psychoanalyse des Kindes, Wien: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.
- Kraepelin, E. (1918): Hundert Jahre Psychiatrie. Ein Beitrag zur Geschichte menschlicher Gesittung, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, Bd. 38, S. 112-115.
- Lévi-Strauss, C. (1960): Traurige Tropen, Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Pühl, H./Schmidbauer, W. (Hrsg.) (2007): Eventkultur, Berlin: Leutner-Verlag.
- Richter, H. E. (1963): Eltern, Kind und Neurose. Psychoanalyse der kindlichen Rolle, Stuttgart: Klett-Verlag.
- Schmidbauer, W. (1971): Psychotherapie. Ihr Weg von der Magie zur Wissenschaft, München: Nymphenburger Verlag.
- Schmidbauer, W. (1998): Ich wusste nie, was mit Vater ist. Das Trauma des Krieges, Rowohlt: Reinbek bei Hamburg.
- Schmidbauer, W. (2005): Vom Es zum Ich. Grundlagen einer psychoanalytischen Sozialpsychologie, Berlin: Leutner-Verlag.